

© Hanns Zischler

Bergen-Enkheim 30. August 2019

Die unsichtbare Erosion

Einige Gedanken über öffentliche Räume und die besondere Rolle der *Street Photography*

Die Eitelkeit des Individuums lässt sich an seinem Widerstand gegenüber dem Objektiv messen. Ich habe Menschen gesehen, die dem Objektiv gegenüber nicht nur keinen Widerstand leisten, sondern sogar danach lechzen wie Blüte nach dem Tau... Wer sich gerne fotografieren lässt, lässt sich auch gerne aus der Hand lesen. Aus der Hand lässt man sich nicht lesen, um im voraus zu wissen, was morgen geschehen wird, sondern um sich von dem „enthüllen zu lassen“, der aus ihr liest.

Alberto Savinio, 1944

Im Nachdenken darüber, was im Rahmen einer literarisch gestimmten Feier angemessen wäre, bin ich auf ein Thema oder vorsichtiger ausgedrückt – auf eine Fragestellung – gestoßen, die meines Erachtens eine gewisse Aufmerksamkeit verdient. Ich spreche von einigen bestimmten Formen (und Zeiten) des öffentlichen Raums und von dem, was sie bereitstellen und versprechen - und wodurch sie bedroht sind. Ich spreche von Plätzen, Grünanlagen, Parken, Promenaden, Terrassen, Squares, dem Straßenland, mithin alle frei zugänglichen – meist städtischen – Aufenthalts- und Versammlungsorten. Und im Zusammenhang damit – vom Schicksal, genauer gesagt dem Verschwinden der Fotografie an diesen Orten.

Passagen, Passanten

Es sind zu allererst *keine ausschließlich dem Konsum verpflichtende* oder diesem unterworfenen *Aussenräume*. Man kann sich dort ungehindert aufhalten, begegnen, verweilen und bewegen, ja sogar für sich sein.

Was so selbstverständlich klingt, beschreibt gleichzeitig ein Problem, weil genau diese Grundbedingung heute mehr denn je – auf unsichtbare Weise – zu erodieren droht.

Es gab einmal Straßen, die mehr als nur den Zweck erfüllten, in unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Modi von A nach B zu gelangen; sie öffneten sich zu Passagen und verborgenen Plätzen, sie luden zum Verweilen oder zum Müßiggang ein – mithin zu einer privilegierten Form des Gehens. In das Zwielflicht des Tagtraums – und als würden sie dieses erst hervorbringen – sind manche Orte getaucht und gewähren etwas sehr Kostbares, – die Dauer zu verweilen.

„Das Schauspiel der Passage nimmt mich gefangen, schreibt Louis Aragon, das Kommen und Gehen, die Passanten. Ein sonderbares Sichkreuzen mir unbekannter Gedanken, offenkundig jedoch durch das Hin und Her. Was mögen jene dort, die wieder zurückkommen, nur im Sinn haben? Man sieht bekümmerte und sorglose Gesichter. Es gibt ebenso viele Gangarten wie am Himmel Wolken... Warum hält sich im Schutz dieses engen Gangs, den man in dieser Passage nicht vermutet, fast immer ein Spaziergänger auf? Wie träumerisch und gelöst die Leute dort werden!“

Die Straße, der Boulevard ermöglichte nicht nur, er garantierte den großen Auftritt, das *Trottoir* erfüllte hier seinen Namen für den inspirierten Schaulustigen.

Es gab einmal Straßen, die als ideale Schauplätze fungierten, wo die Passanten, sobald ein geschultes und inspiriertes Auge sie erkennend streifte, wie beispielsweise das von Balzac, vom Fleck weg in Literatur verwandelt wurden.

In diesen virtuosen Augenblicksbildern erhält das nüchtern-spröde Wort der Öffentlichkeit, genauer: des städtischen Raums einen eigenen Glanz, er feiert sich selbst.

Eine Theorie des Gehens

In seiner „*Theorie des Gehens*“ / *Théorie de la démarche* entwirft Balzac 1833 - nicht ohne satirischen Beiklang – ein quasi wissenschaftliches und literarisches Programm, mit dessen Hilfe die Gangarten des (städtischen) Menschen erforscht werden sollen. Das Labor für diese *plein air*-Beobachtungen ist der Boulevard.

Das Wort Boulevard selbst beschreibt – als deutsches Lehnwort im Französischen – den Wandel vom – nicht-öffentlichen – *Bollwerk* zur – öffentlichen, für das städtische Publikum zugänglichen – *Ring- und Prachtstrasse*, die an die Stelle der Befestigungsanlagen getreten ist, eben zum *Boulevard*. Dass im Boulevard aber immer noch ein Bollwerk steckt, offenbarte kurz nach Vollendung der Haussmannschen Umwälzungen (von 1852 – 1869) die Pariser Commune von 1871.

Ich setzte mich an einen Tisch am Boulevard de Gand, notiert Balzac wie ein geübter Profiler, um die Gangart all jener Pariser zu beobachten, die das Pech hatten, während dieses Tages an mir vorüberzugehen.

Nun waren die Beobachtungen, die ich an diesem Tage sammelte, von einer so tiefgreifenden Seltsamkeit, wie ich sie noch nie in meinem Leben erfahren

hatte. Beladen wie ein Botaniker, der beim Botanisieren so viele Pflanzen gesammelt hat, dass er sie der erstbesten Kuh zum Fraß geben muss, kehrte ich heim...

Dieser dicke unbekante Herr schien Angst zu haben, Eier zu zertreten. Zweifellos war bei diesem Mann der besondere Charakter seines Ganges vollkommen ausgelöscht. Sein Gehen entsprach dem Hörvermögen der Kanoniere. Unter der Last seines Bauches erschien dieser arme Reiche vollkommen verwachsen. Mit Mühe zog er seine Beine, eins nach dem andern, nach und vollführte dabei eine so schleppende und kraftlose Bewegung, dass man meinen konnte, ein Sterbender, der sich gegen den Tod stemmt, wird von diesem zum Rand des Grabes gezerrt...

Auf den Fuß folgte ihm ein skelettartiges Wesen, ein Diplomat, der seinen Körper im ganzen fortbewegte, als hätte ein Puppenspieler vergessen, die Fäden seiner Marionette zu ziehen; unweigerlich musste man an eine Mumie in ihren Bandagen denken. Er steckte in seiner Krawatte, wie ein Apfel in einem zugefrorenen Bach. Würde er sich umdrehen, dann sähe man, dass er an einem Angelhaken hängt und dass ihn ein Vorbeigehender angeschubst hat.

Mehr als Strassezusammenstöße?

Plätze sind Orte, an denen städtisches Leben sich artikuliert, versammelt und verdichtet, wo der Alltag in einem anderen Rhythmus verläuft als auf den Straßen. Hier kommt die Stadt zu sich. Sie bilden die Bühne für die Kulissen der Architektur; bewirken eine Art von beweglichem, umtriebigen Stillstand; man findet leichter zueinander, das Grundtempo könnte man als ein *andante con moto* auffassen. Für Plätze gelten, wenn sie geglückt sind, die Zeilen von Philip Larkins Gedicht *DAYS What are days for?/Days are where we live./ They*

come, they wake us,/ Time and time over./ They are to be happy in: /Where can we live but days?

Wer sie aufsucht, schert aus dem verkehrsbeherrschten Straßenland aus und wird von einer zirkulären Gegenströmung erfasst. In ihrer gelungensten Form und von einem entschieden jenseits des Automobils gewählten Standpunkt ist es die entgegentretende Fassade, welche den linearen Straßenverlauf unterbricht und den Raum zu einem Innenraum macht. Der Passant ist aus dem zielgerichteten Schub und Reglement der Straße entlassen.

Berlin hat im Umgang mit seinen Plätzen viel Missgeschick bewiesen. Die antagonistischen Interessen zwischen Bewohnern und Investoren, die sich häufenden Fehlplanungen aufgrund einer vernachlässigten raumsetzenden Gestaltung, die Kriegszerstörungen und die bauliche Rabiathheit der Nachkriegsjahre summieren sich heute zu einer Fehlerfortpflanzung, deren Korrektur nur möglich wäre, wenn die durchaus vorhandenen, ästhetisch kühnen Entwürfe von einer ebenso kompromisslosen Politik wieder aufgegriffen und weiterentwickelt würden. Die eigentlich vorteilhafte und der insulären Polyzentrität angemessene Struktur von Groß-Berlin hat eben auch durch die unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten der einzelnen Stadtteile Verwerfungen gezeitigt, die sich im Verbund der Straßen und Plätze niederschlagen. Wenn eine von ständiger Expansion wie von einem pseudoerotischen Fieber – « Baulust! » – ergriffene Stadt wie Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts und jetzt wieder nach dem Umland greift und Straßen- und Schienennetze auswirft, die Stadt mit Untergrundbahnen durchtunnelt, hohe Bahndämme rings um und mitten durch die Stadt errichtet, kommt den so entstehenden Plätzen eine herausragende Bedeutung zu. Sie halten Tuchfühlung zur allenthalben um sich greifenden Beschleunigung, ohne sich davon mitreißen zu lassen. Der schiere Ausdehnungsdrang des «wie mit dem Lineal gezogene Straßenraster Berlins» (Leo Trotzki) und die parallel dazu sich aufbauende und

ins Landschaftliche drängende Häuserfront, wie Zille sie fotografiert hat, brauchen Ruhepunkte.

Plätze sind in der Notation dieser Radialbewegungen die Interpunktion der Stadt, Fermaten, Parenthesen, Haltestellen. Doch es waren der hemmungslose drive dieser wurzellosen Stadt, der unstillbare Drang des Hypothekenskapitals nach Grundrente (also: Bauland), welche viele Plätze mehr zu einem unvermeidlichen Dekor denn zu einem erstrebenswerten Aufenthaltsort gemacht haben. Selbst wenn die sarkastische Diagnose Theunissens – Plätze seien „Straßenzusammenstöße“ – aus der Zeit unmittelbar nach dem Krieg heute nicht mehr derart verheerend ausfallen würde, so verströmen doch viele Plätze immer noch eine Stimmung unbehauster Freudlosigkeit.

Diese Straßen, Plätze, Parke, Squares und Promenaden sind nicht verschwunden, im Gegenteil sie werden heute, infolge einer wachsenden Sehnsucht, einem Imperativ nach „Grün“ („städtisches Grün“ lautet die technische und Glück verheißende Formel) nach Maßgabe kommunalen Engagements restauriert und gepflegt, in besonderen Fällen, wie dem wirklich unvergleichlichen Jardin de Luxembourg, werden sie bewacht und nachts abgeschlossen.

Unter ihnen gab es und gibt es solche, in denen ganze Landschaften *en miniature* ausgestellt werden, „*die unwahrscheinliche Mannigfaltigkeit von Tälern und plätschernden Wassern*“ sagt Aragon über die Buttes Chaumont, und der Berliner Brixplatz, ein topophiler Wurf des großen Stadtlandschaftsgärtners Erwin Barth, reproduziert die märkische Landschaft samt kleinem Gewässer in einem eiszeitlichem Toteisloch. Vom pulsierenden Herzstück Manhattans – Olmstedts *Central Park* – gar nicht zu sprechen. Die Liste solcher gelungenen und bis heute gelingender Anlagen liesse sich beliebig fortsetzen.

Öffentlicher Luxus oder konsumistische Aufrüstung?

Ihnen allen gemeinsam war die *ästhetische* Prämisse, dass öffentliche Anlagen *ebenso funktional wie luxuriös* zu gestalten seien. Nur eine Kommune, die diese Allen gemeinsamen Orte wirklich wertschätzt, könne dem Vandalismus vorbeugen. Wenn etwas nur noch sporadisch als pflegenswert erachtet wird, wenn mit sog. Sparmaßnahmen politische Zustimmung erworben und die Vernachlässigung schöneredet werden soll, verkommt der öffentliche Raum.

In jüngster Zeit haben sich zwei, nur scheinbar einander entgegengesetzte Strategien / Modelle durchgesetzt, die bedrohten Räume zu ‚sanieren‘.

Das eine ist die *konsumistische Aufrüstung* – vorrangig für den Tourismus –, die mit einer Vernachlässigung der restlichen städtischen Areale einhergeht. Die für den Touristen „aufgestellten“ Verlockungen sind riesige Malls – in Deutschland beispielsweise das *Centro* in Oberhausen. Ihr Motto könnte, in perverser Fortschreibung des Leistungsgedankens, heißen: „Konsum muss sich wieder lohnen“. Mit dieser konsumistischen Aufrüstung verschwindet der öffentliche Raum wie von selbst, er verdampft förmlich; er wird, mit aktiver Duldung der Kommune, privatisiert, die sich dadurch selbst enteignet.

Eine andere Strategie ist die Implantation von Business-Centern an Orten, die städtebaulich dafür denkbar ungeeignet sind – als ein Beispiel unter vielen: das *Centro direzionale* in Neapel, dessen ruinöse Entfaltung und unaufhaltsamer Niedergang bereits absehbar war, ehe es begonnen wurde. Es ist ein in die Stadt hineingeschlagenes 1km langes Business-Viertel, das

heute, nach einer 25jährigen Bauzeit 1982 – 2007 alle Anzeichen einer rapide fortschreitenden Verwahrlosung zeigt, die vor allem nach Büroschluss gespenstische Züge annimmt. Die Kosten für den Unterhalt und die Pflege der für neapolitanische Verhältnisse riesigen Hochhäuser konnten oder wollten von den dort residierenden Banken und Versicherungen nur halbherzig selbst aufgebracht, sondern sollten der ohnehin gebeutelten Stadt aufgebürdet werden. Dieses *Centro direzionale* – die Nichtigkeit des Namens ist mit Händen zu greifen – demonstriert die Vernichtung des öffentlichen Raums durch einen Angriff von zwei Flanken: durch die Hybris solitärer, städtebauliche Gegebenheiten ignorierender Architektur und die unausgesetzte Aktivität von Abschreibungsinvestitionen.

Auflösung der Agglomerationen?

In einem sehr viel größeren Maßstab wird die Krise des öffentlichen Raums am Beispiel von Paris augenfällig: während das Paris intra muros zu einem Disneyland baugeschichtlicher Höhepunkte mutiert und dabei die Infrastruktur zügig verbessert, also zu einer Vintage-Stadt zweiter Ordnung wird, deren Schönheit nur noch durch ihre Unbezahlbarkeit übertroffen wird, zerfällt die Banlieue, sie entfernt sich zeitlich wie räumlich vom historischen Stadtkörper.

Diese mittlerweile zu Tage tretende bedrohliche soziale und territoriale Asymmetrie soll durch das gigantische Projekt einer Agglomeration von *Grand Paris* wieder ins Lot gebracht werden; es bestehen berechtigte Zweifel, dass für diese Maximalassanierung die Mittel bereit stehen bzw. dass in diesem großen Rahmen überhaupt derartige Planungen machbar sind. (Das Beispiel Haussmanns aus der Mitte des 19. Jahrhunderts kann

eben *nicht* als Modell für das künftige Gelingen einer solchen megalomanen Planung herangezogen werden, weil die damalige *Dimension* immer noch eine innerstädtische war. Eine invasive Operation am Stadtkörper, den dieser tatsächlich überstanden hat.

Die viel kühnere Alternative von sehr viel weiter gefassten polyzentrischen Streuungen und Entflechtungen der angeschwollenen Agglomeration wird überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Warum das so ist, ließe sich am Beispiel des offenbar unhinterfragbaren *Fortschritt- und Wachstumsbegriffs* erörtern.

Die dritte Strategie schließlich ist die Auslagerung in private *gated communities*, wo hemmungslos segregierend der exkludierende Verzicht auf öffentliche Räume gefeiert wird.

Was ich hier sehr cursorisch skizziert habe, sind einige Errungenschaften und Gefahren der europäischen und der damit verwandten amerikanischen Städteplanung seit der Neuzeit, insbesondere aber des späten 19. und des 20. Jahrhunderts.

Aber fehlt es den Stadtbewohnern wirklich nur an Entschlossenheit, diese Orte für sich zurückzuerobern? Haben sie überhaupt die Mittel und die Verfügungsmacht, der um sich greifenden Tendenz der Privatisierung der öffentlichen Räume etwas entgegenzusetzen?

Eine ‚Errungenschaft‘ des unverhüllten, anonymen Gesichts – Street Photography

Plätze sind nicht nur die unmittelbar sinnfällige Verkörperung des öffentlichen Raums, also eine unverzichtbare demokratische Errungenschaft, – sie sind gewissermaßen die historisch-bauliche Voraussetzung für die öffentliche Meinung. Sie bilden den Raum, der im besten Sinne ‚besetzt‘ und natürlich auch, weil eben kein Bollwerk, missbraucht werden kann. Hier sammeln und konzentrieren sich – für alle Welt sichtbar – die Energien der Empörten wie der Feiernden, der Händler wie der sorglos streunenden Neugierigen, sie verkehren miteinander, sie tanzen, sie singen, sie surfen, sie blicken einander an und präsentieren sich wie auf einer Bühne.

Wenn man der Diagnose Alberto Savinios, die ich eingangs zitiert habe, glauben darf – und an ihrer Evidenz bestehen wenig Zweifel – giert der Passanten im öffentlichen Raum von jeher nach Selbstdarstellung. Die Straße und der Platz sind sein Rahmen und das Reich, in dem er für chimärische Augenblicke wirklich herrscht. Hier nun kommt die *Street Photography* ins Spiel.

Balzac's Augenblicksaufnahmen finden ihre Fortsetzung und Transformation in den Arbeiten der *street photographer* des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ich wähle bewusst den amerikanischen Ausdruck *street photographer*, weil der (deutsche) „Strassenfotograf“ den ambulanten Fotografen bezeichnete, der seine Kunden abpasst und zu einem Portrait überredet, während der

„street photographer“ angespannt neugierig herumschweifend die Passanten erhascht, die das Straßenland oder den öffentlichen Raum in einem schier unendlichen Strom durchziehen.

In der *street photography* wird eine entscheidende Qualität des städtischen Lebens sichtbar: das Recht auf Anonymität. Die abgebildete Person wurde nicht identifiziert, sondern blieb ein namenloser *Passant*. Diese Fotos dokumentieren nicht nur, sondern garantieren gewissermaßen die Freiheit städtischen Lebens.

So wie es Balzac nie eingefallen wäre, der von ihm beschriebenen Personen *namentlich* habhaft werden zu wollen, so wenig war der Fotograf daran interessiert, den „Man in the crowd“ zu identifizieren. Bei Balzac könnte man – mit einem Bild aus der Zoologie – von einem „Typusexemplar“ sprechen, das er mit ironischer Wissenschaftlichkeit beschreibt, während der Fotograf, das Auftauchen, die überraschende Erscheinung einer Person oder einer Gruppe im öffentlichen Raum als eine kleine Epiphanie portraitiert. Die Fotografien dieser *Bildkünstler* evozieren neben den Passanten immer auch den Ort ihrer „Entdeckung“. Er ist die Bühne für ein passageres Ereignis, das eigentlich nichts anderes als der große Augenblick es „Vorübergehens“ selbst ist. Die überraschende Entdeckung unbekannter, naherückender Gesichter, die fantastische Szenerie der Fassaden im grellen Kontrast von Licht und Schatten – man denke nur an das Chicago von Ray K. Metzker! – haben uns den einzigartigen Wert und die symbolische Aufladung und Erinnerungshaltigkeit des öffentlichen Raums unüberbietbar vor Augen geführt.

Dabei soll der entscheidende Unterschied zwischen der Balzacschen Methode und der des Fotografen nicht unterschlagen werden: Balzac ist mit nichts anderem ‚bewaffnet‘ als mit seinem unbewaffneten Auge und der ihm ganz eigenen ausschweifenden Imagination: So blickt er aus der

tatsächlich ‚beschaulichen‘ Perspektive des Caféhauses nach draußen, während der Fotograf mit seinem Apparat dem Passanten auf den Leib rückt. In der Hochzeit der *street photography* war – meist unausgesprochen – eine geduldete Überraschung von Seiten der Portraitierten die vorherrschende Haltung. Sie schwankte zwischen gereizter Ablehnung, kalter Verblüffung, ja Empörung oder fatalistisch-fröhlichem Einverständnis, aber in der Regel überwog die Tatsache, fotografiert zu werden eine nachträgliche Ablehnung bei weitem.

Was Savinio für das ‚Objekt‘ festhält, ergänzt und vertieft auf der Seite des Fotografen Henri Cartier-Bresson: *„Egal mit welchem Thema wir uns beschäftigen, wir werden immer als Eindringlinge erscheinen. Gebot Nummer eins ist daher, dass man sich quasi auf Zehenspitzen an das Objekt heranschleicht, selbst wenn es sich um ein Stilleben handelt. Jeder von uns braucht Samthandschuhe und Falkenaugen. Es hat keinen Sinn, seine Ellbogen zu gebrauchen. Und dann – kein Blitzlicht. Das vorhandene Licht will respektiert werden, selbst wenn es überhaupt keines gibt. Berücksichtigt ein Photograph diese Regel nicht, wird er wahrscheinlich zu einem unerträglich aggressiven Menschen werden.“*

In unserem Beruf hängt alles von der Beziehung ab, die man zwischen sich selbst und jenen Menschen herstellt, die man photographiert.“

Diesen street photographers verdanken wir bis heute die eindrucksvollen und höchst erzählerischen Bilder von Menschen, Menschengesichtern im öffentlichen Raum. Sie verdanken sich dem günstigen Zufall, dem „entscheidenden Augenblick“ wie Cartier-Bresson sagt, einem Zufall, der ohne ein künstlerisches Auge, ohne eine stupende Geistesgegenwart und ohne virtuose Beherrschung der Apparatur unerhascht verstreichen würde. Die unerlässliche Beziehung, von der Cartier spricht, schien sich zunächst mit dem Aufkommen der Digitalfotografie nicht wesentlich zu verändern. Aber diese Technik kam nicht nur als eine technologische Innovation,

sondern sie war eingebettet in etwas ganz und gar Neues, etwas, wodurch das Verhältnis zwischen Autor und Portraitiertem von Grund auf verändert wurde, etwas, das so weitreichende Konsequenz im „Kommerz der Dinge“ nach sich zog, das davon nicht nur die Kunst der *Street Photography* ausgelöscht, sondern sehr rasch und unaufhaltsam der hier beschriebene öffentliche Raum selbst in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Der Fotograf Arno Fischer sprach bei der Street photography vom „kultivierten Zufall“ – diesen Hinweis verdanke ich dem Fotografen Maurice Weiss – d.h. es wurden in der Augenblickskomposition des Fotografen eine Unzahl von vielen Dinge erfasst und sie wurden mit Lust und Elan erfasst – die Kleidung, die Frisur, der umgebende Raum-Ausschnitt –, dass nur dadurch etwas ästhetisch Singuläres entstehen konnte. Wenn dieselben Aufnahmen heute in dateihaltige Spuren zerlegt werden und das Misstrauen der Fotografierten sich zur Ablehnung steigert, wird der Fotograf zum Bellerophon, während jene, die sein Bild zerlegen unbemerkt im Dunkel bleiben.

You Press the Button, *They Do the Rest*

Die *Smartphonephotography* hat das traditionelle Verhältnis zwischen dem Autor und seinem Objekt in sein Gegenteil verkehrt.

Die Verfügung über das – anonyme – Portrait (und das Recht zu seiner Vervielfältigung) lag beim Fotografen. Was er festgehalten hatte, konnte unter Umständen von dem Portraitierten in Frage gestellt und zurückgefordert werden, aber in der Regel blieb es das Ergebnis einer

künstlerischen Leistung, die nach Massgabe der publizistischen Möglichkeiten zur Veröffentlichung frei gegeben war.

Das smartphone, genauer gesagt, der vielfach *vernetzte fotografierende Rechner* entmündigt diesen Fotografen in mehrfacher Hinsicht.

Zunächst einmal gilt die Devise „kann jeder fotografieren“, eigentlich eine Fortschreibung des Kodak-Slogans „*You Press the Button, We Do the Rest*“. Der Spruch ist zur Prophezeiung geworden hat jüngst eine radikale Verschärfung und gewissermaßen neue Bewahrheitung erfahren. Der „Rest“ wird jetzt nicht mehr von den Angestellten von Eastman erledigt, sondern – ganz unbemerkt von den knopfdrückenden Amateuren – von den sozialen Netzwerken. Sie haben kein Interesse an (dem Bild) *der Person*, am individuellen Portrait, sondern an den in das digitale Bild eingeschriebenen Informationen, den Daten. Mit dieser Bild-Extraktion bekommt aber nicht nur die „Fotografie“, sondern auch der von ihr ikonisch aufgeladene öffentliche Raum eine defizitäre Bedeutung. Man könnte den Vorgang mit einer sukkulenten Frucht vergleichen: das Fleisch geht an die Agentur, die schlaffe, rasch verderbliche Schale, das Bild, ‚gehört‘ dem Fotografen. Eine unsichtbare Erosion greift um sich.

Ich habe nichts zu verbergen, also nichts zu befürchten – das Orakel von Selphi

Die Rechtsanwältin und Partisanin von *Digital Rights Watch* Lizzie O’Shea schreibt in ihrem jüngsten Buch „Future Histories“ sagt über die Erosion der öffentlichen Meinung und damit indirekt auch zu der des öffentlichen Raums, dass diejenigen, die heute milliardenfach den Knopf drücken, in der Regel nicht einmal wissen, in welchem Ausmaß sie enteignet werden.

Nehmen Sie die Firma *A c x i o m* – ein schwer auszusprechendes Akronym, das man sich aber merken sollte – *Acxiom* ist ein Daten-Makler, ein Secondhand-dealer mit Sitz in San Francisco; von *Acxiom* heisst es, es *von jedem Bürger der Vereinigten Staaten ca. 3000 Marker* besitzt. Für *Acxiom* geht es nicht um die Erfassung von einzelnen Individuen mit ureigenen Interessen, sondern um Marker, die unendlich oft an andere Firmen verkauft werden können, ohne dass die abgeschöpfte Person etwas davon erfährt oder es überhaupt bemerkt.

Vielen Menschen neigen angesichts der Übermacht der digitalen Überwachung dazu, diese als ein neutrales oder gutartiges Phänomen zu tolerieren oder als etwas, das berechtigterweise gegen auffällige Personen eingesetzt werden soll. Die Privatsphäre wird angesichts dieser Datenübermacht entpolitisiert, mit dem Ergebnis, dass viele in die platte Haltung verfallen, wer nichts zu verbergen habe, habe auch nichts befürchten. Und wer nicht an dem digitalen Environment teilhaben will – also nicht immer online ist (was wohl mit „öffentlich sein“ gerne verwechselt wird), läuft Gefahr, in einem selbstgewählten Exil zu verharren. „Nothing to hide“, sagt Lizzie O’Shea, „ist selbst ein Marker, dass man zur richtigen Seite gehört.“

Dass die vormals anonymen Passanten sich heute wehren, fotografiert zu werden, aber nicht müde werden, das von „Orakel von Selphi“ wie ich es einmal genannt habe, zu befragen, ist kein Akt des Widerstands, sondern der Resignation. Wie diese Resignation überwunden werden kann, ist eine mich bewegende Frage.

